

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 10

Artikel: Das faule Schloss : Skizze
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das faule Schloß.

Stizze.

Im fernen Westen streckt sich, vom Norden nach dem Süden hin gesenkt, eine Gegend aus, absonderlich wie nicht eine zweite weit und breit. Wer die nächste grözere Stadt früh am Tage verläßt, sich mit dem Tram bis ins Land hinaus begibt und vom Terminus weg marschiert, fühlt sich Schritt um Schritt gehoben. Er steigt nicht nur bergan, er dringt in höhere Atmosphären. Zuerst erreicht er, schon vom Verkehr entrückt, eine Ortschaft, die von Wein und Milch lebt und sich, so alt sie ist und in so entlegene Zeiten die Kolonie zurückreicht, frisch und sauber darstellt. Haus an Haus ist schlicht und schmuck, alle von derselben Art, die in einigen Herrenhöfen eine gewisse Krönung findet. Noch eine Strecke, und wieder meldet sich eine Menschenstätte an. Weitherzig liegt sie auf sonniger Terrasse, an deren Rückseite ein massiges dreiteiliges Gebäude steht, schloßartig, in welchem man wohl den Sommersitz eines Gouverneurs vermuten darf. Jetzt ist eine Erziehungsanstalt für Töchter darin untergebracht. Was ihnen für Kenntnisse ins Leben mitgegeben werden, ich weiß es nicht; aber soviel ist gewiß: mehr Licht als sie kann keine sterbliche Seele in sich saugen, Licht der Sonne, des Himmels, des Hochgebirgs, und in Flutens des wonnevoll welligen Tales bis zur hochgetürmten Stadt und Mutterkirche an den großen Wassern.

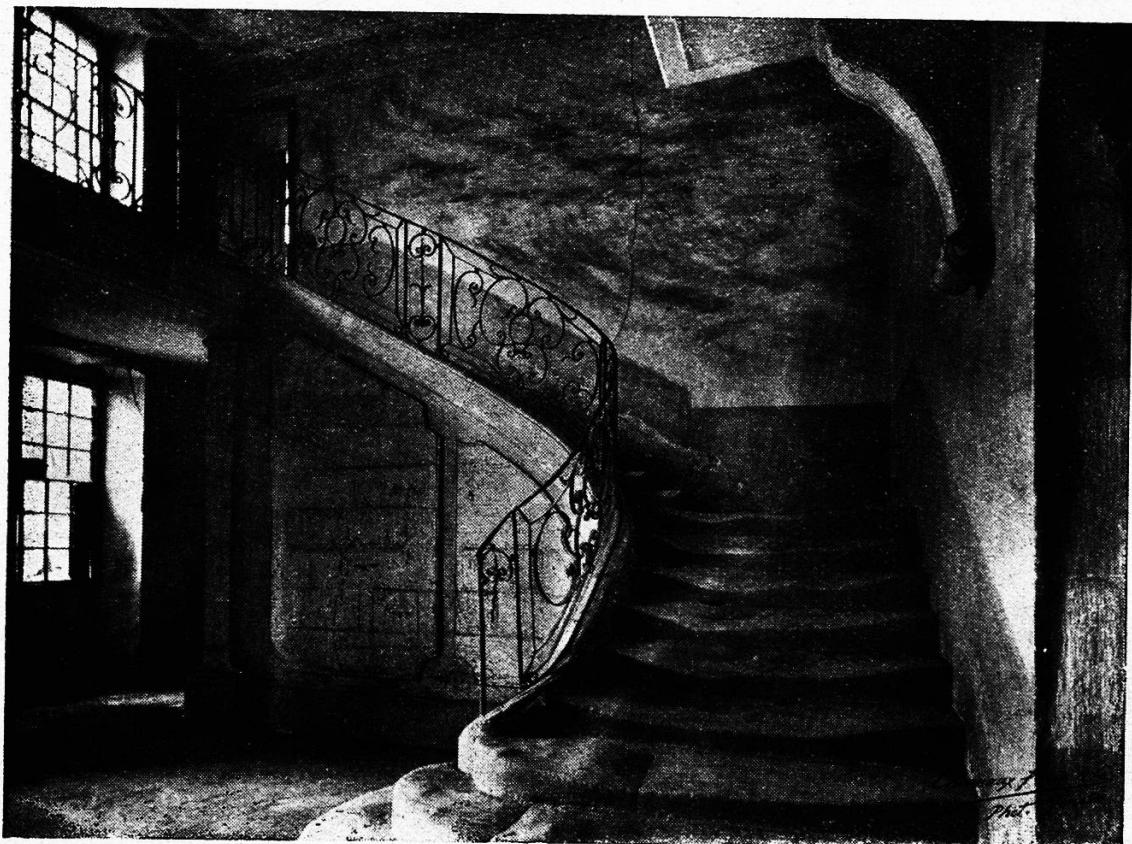
Dann führt die Straße, immer mit runden Bewegungen, nach Norden, einem Nachbarstaate zu. Wer klug ist und Zeit hat, läßt sie laufen und biegt zwischen einem prächtigen Bauergehöfte, dem Inbegriff idyllischen Daseins,



Schloß Dardagny.

Nach einer Aufnahme des Service du vieux Genève.

und dem Schloßpark in einen Seitenweg ein, der dunkel anhebt und hell ausgeht. „Schattenhalb,“ um mit dem schweizerischen Erzähler zu sprechen, begegnet man einem zweiten Belvedere, einem gemütlichen Schloßchen im Sinne des „Landvogts von Greifensee“ und des „Schusses von der Kanzel“. Der Tag ist wankelmüttig, und so verfinstert es sich bald im Düster der Fichten, die es allseitig umringen, bald gleißt es heftig in der Mittagssonne. Ein Maler haust darin, der dem Dualm der Stadt Gutenacht gesagt hat und sich an Saft und Sonne hält, an Luft und Laub, an Sumpf und Saat. Ein warmherziger und liebenwürdiger Geselle. Von hier an verliert sich der Pfad am obern Rande der Weinberge, der zugleich der Grat des Hü-



Gangshalle.

Nach einer Photographie von Charnaux frères & Co, Genève.

gels ist, Wasser- und Sonnen- und Kulturscheide, und so zeitvergessen wird das Schlendern, so aufgetan die Welt, daß man ordentlich stützt, wenn man doch noch an ein Dorf gerät. Es wird entschlossen abgelenkt.

Mit genauer Westrichtung geht der Marsch bergab, durch Dick und Dünn, durch struppigen Niederwald und endlosen Morast. Mit einem Schlage steht man in einer Zone, auf die man nicht eingerichtet war. Ist es ein Süßland, sind es arktische Gefilde? Oder, um uns an östliche, heimischere Lande zu halten, sind wir in Uri oder im Tessin. In beiden! Stracks stürzt die Straße ab, wild rennt ein Fluß dahin, und in vertweigten Stufen steigt am andern Ufer der Berg von Platte zu Platte, von einem feierlichen Bypresenhain bis hoch zum Schneegebiet, das Ewigkeit vorspiegelt, und auf dessen Silberflur wandelbare Wolken weiden. Über dem Zusehen werden sie grau und grauer, und schwärzlich, wie wir über den Fluß hinüber zu jenem Hain

vordringen. Es ist ein weltenferner Friedhof. Das Dorf hoch oben ist selber ein lautloses Wesen auf seinem Felsentron. Regen droht uns, wenn wir noch länger in das Chaos der Überschwemmungslandschaft, den Mäander der Flussgewinde und der Seitenrinnen, und, in blasser Tiefe, auf die Furche schauen, worin wohl der Strom treibt, dem der Bergfluss sich ergeben muß. Fremd mutet uns diese Erde an, fühl, schauerlich und rauh: nichtsdestoweniger hängen bis in diese Entlegenheit zurück noch Weinpfanzungen an den Halden. Das scheue Tal, tausend unauffällige Fäden binden es an die große Welt. Ein Hirt tritt auf uns zu; er ist Luzerner, war über ein Menschenalter hin nahe an der Stadt Soissons tätig und ward, vor der Deutschen Unsturm flüchtend, in diese Einöde verschlagen. Doch schon weiß er uns das „Wer ist der und jener?“ der Gegend zu verkünden . . .

Erdwälle überdecken tiefe Bäche. Seitab raucht es über einem Weiler. Ein Dorf kommt in Sicht, zwei Türme, und dazwischen ein Dachreiter mit winziger Glocke, ein Kirchlein. Da muß ein Schloß zum Vorschein kommen, kein alltägliches. Was man von ihm gewahrt, bevor man ihm gegenübersteht, ist vierförmig-vornehm, schüchtert ein. Es ist gewiß der Inbegriff des Landstrichs. Was wird das werden?

* * *

Da hilft kein Sperren mehr, der Name muß heraus, und wird schon der eine preisgegeben, so müssen die andern, schon besprochenen oder beschwiegenen Gegenden, ebenso verraten werden. Der „ferne Westen“ ist das Ländchen Genf, die Mutterkirche das Peterzmünster in der Rhonestadt; das Dorf am Terminus der Straßenbahn ist Vernier; die Ortschaften im Weinland Unter- und Ober-Bourdigny, dann Chouilly; das hochgelegene, einsame Malval, der Fluß la London oder l'Allondon, der Weiler Essertines, der Bach La Roulavaz und die dräuende Burg, Dardagny. Möge die Lüftung der Maske der Darstellung nicht ans Leben gehen: die Landschaft jedenfalls verdient es nicht, sie ist voll Zauber, strenger Würde, märchenhafter Seltsamkeit.

* * *

Zurück zum Schloß Dardagny.

Zwischen, gelinde gesagt, „landwirtschaftlichen Anlagen“ zickzackt ein holperiger Pfad zu einem Park hin. Nun erst kommt die Ostseite der Burg zur Geltung. Sie ist, wie es im frühromantischen Liede heißt, schwarz und schweigend, eingefasst von jenen zwei massigen Türmen. Immer aber zwingt der Weg nordwärts zu sehen. Man stößt an einen verfallenen Brunnen. Vom Schlosse huscht eine Frau heran, in der Hand eine riesige rostige Pfanne. Sie holt Wasser. Eine Dienstmagd, sagt man sich und denkt mit Mitleid und Rührung, die Einrichtung da drinnen sei wohl noch etwas ursprünglich, sei feudal, Neuerungen abgeneigt . . . Die Person eilt dem Südportale zu, verschwindet, ruft von oben einige knurrige Worte herunter; wem sie gelten, weiß man nicht so recht. Ach ja, da treiben sich ein paar Dorffinder herum. Hörige im Heim des Herrn! Zwergen zu Füßen der Baumungeheuer im Vorgarten! Unmerklich nimmt alles phantastische Maße an. Kinder, Erwachsene, Tiere da und dort, sie werden unzähllich, kommen nicht mehr in Betracht. Bekommen staunt und steht man da. Und nur die unvermeidliche Beobachtung, daß dies, daß jenes nicht recht stimmen will, vermag es, den Druck zu lindern, der auf einem lastet. Da sieht man an den Bäumen Bretter liederlich angegeschlagen, da wo einst Sturm oder Blitz eine Wunde

rissen. Die Mauerbrüstung der das Schloß umziehenden Estrade ist noch schlimmer dran, und für sie hat sich kein Arzt gefunden; jämmerlich zeigt sie ihr Eingeweide . . . Stumm und stockend streicht man von Verwüstung zu Verwüstung. Die Fenster haben fast alle noch ihre schweren Läden; aber sie hängen ach! so müde die einen an der obern, die andern an der untern Angel,



Festsaal.

Nach einer Photographie von Charnaux frères & Co., Genève.

kreuz und quer über die Fassade hin. Die Scheiben fehlen meistenteils, sind leer oder vernagelt. Durch die Latten späht man unruhig ins Innere, ob es einigermaßen hält, was das Äußere versprach. —

Denn gigantisch ist das Schloß und wuchs aus der Arbeit langer Jahrhunderte zu seiner letzten Pracht und Macht heran. Sehr alt sind die Turmflöze; den zwei im Osten entsprechen zwei im Westen. Etwas neuer scheint was zunächst an sie angebaut ist. Am jüngsten ist der neuere Mittelbau. Der Block hat als Ganzes etwas Furchtbare - Prächtiges. Er ähnelt dem Schreckenskönige Uhlands. Die grauen Flügel sind schwer und düster, der Leib des Gebäudes aber war einmal beinah leicht und schön, und man versteht es, daß die Inschrift über dem Gartenportal des Festsaals lautet: „Curarum dulce levamen“. Sie stammt aus den Jahren unmittelbar vor der Revolution, und ist so ziemlich das einzige Unversehrte in den Trümmern. . . .

Es graut uns Heutigen, wenn wir uns vorstellen, daß zwei, drei Dörfer diese Herrschaft herzoglichen Stiles unterhalten mußten. Die gute alte Zeit, was war sie anders als ein Ringen der vielen Waffenlosen mit einem unnahbaren Gepanzerten, von Mark zu Mark. . . .

Von diesem Grauen voll, umkreisen wir die Feste, das schwere verdrossene Ungeheuer, das von Moder und Nässe triefende, im Ekel der Verkommenheit noch immer großartige, gräßliche Gestein. Wir beschauen es rund herum, wie man im Tierhause den Löwen mit einem Nachhall alter Chrfurcht in der Seele von allen Seiten sich befiehlt.

Die Verödung ist überall dieselbe. Nur die Straßenseite liegt geschickter und geberdet sich stolz und wohlbehalten. Man befindet sich zweimal, ehe man es wagt und eintritt. Man würde sich's wohl nicht vermessen, wenn nicht der Blick vom Garten her ins Innere unwiderstehlich lockte.

Man tritt in eine Halle. Auf den ersten Blick hat sie die Romantik einer hellen barocken Landkapelle. Dann aber scheiden sich die Dinge. Der Boden aus Backsteinfliesen ist so weich, daß er einem unterm Fuß zermürbt, allenthalben liegen Wellen und Haufen alten, roten Mehles. Die Form des Raumes selbst hat einen fürstlichen Zug, er ist hoch und hell und heiter. Eine schön geschwungene Sandsteintreppe, von eiserner schmuckvoller Balustrade eingefasst, leitet links hinauf und endet von rechts her vor dem Eingang in ein Gehäuse, das in den durch zwei Stockwerke reichenden Festsaal hineingebaut ist. Es mag an feierlichen Anlässen hohe Gäste, oder zum Tanze die Musik*) geborgen haben.

Von diesem intwendigen Erker herab: was ist die Aussicht? Karren, Kisten, Trümmer aller Art, Löschvorräte, Dorfgerümpel. Nur an den gerundeten Ecken der weißen Decke winden sich noch, vorhistorischen Riesenspinnen vergleichbar, die Arme und Äste ehemals vergoldeter Zierden ab. Und da und dort sind an den Wänden Malereien haften geblieben: Lauben, Grotten, die Pergola eines Truggebildes.

Die Vorhalle ist feiner als dies Festgemach, würdiger und zarter. Im Saal mag es derb genug hergegangen sein, wenn das Jahr gut war und der Wein gelang . . . Calvin war weit, und die Herren, die, auf seinen Spuren wandelnd, Sittenmandate ersannen . . . Der Schmuck ist so gehaftet, daß es nicht auffiel, wenn ab und zu ein Mann der Kraft den Kelch der Lebensfreude so auspreßte, daß er nachgab. . .

Dies der Mittelbau, der eigentlich nichts anderes ist als ein in das Turmviered hinein gebautes, adeliges Landhaus im Geiste des vierzehnten Ludwig, welches dann unter dem fünf- und wohl nochmals unter dem sechzehnten verjüngt wurde. Die Trakte zwischen Mittelbau und Türmen, im Erd- und im Obergeschoß sind jammervoll verbaut, zerrissen, entstellt und leer, und es gibt alte Säle, die einen antworten, als ob Hexen und Wildschweine darin zu Walpurgisnächten Einkehr hielten. . . Ein schlimmer Zauber schleicht durch die hohen Hallen; der grimme Blaubart, der Zerfall, schlachtet mit lautlosen Streichen und hämischen Grimassen, was das Haus einst an Venaten barg.

Das Schloß verfault.

Es soll einer armen Geistesgestörten als kummervolles Erbe angefallen sein, an deren Haus es von einer endlosen Reihe wechselnder Vorbesitzer gekommen war. Sie war eine Fazh. Vor diesen Fazh — einem Zweige dieses Genfer Geschlechtes, dem, welchem James und Henry Fazh entstammt sind — stand es den Horngacher als letzten feudalen Inhabern zu, vor diesen

*) Eine nachträglich gefundene Abbildung zeigt, daß in dem Gebäude eine — völlig verschwundene Orgel — eingebaut war.

den Basset, und immer wieder vorher, den Bertrand, Bullin, Favre, Roset, Maillet, Carrier, vom achtzehnten zurück ins sechzehnte Jahrhundert. Vorher stand die Hoheit dem Bischof von Genf zu; daß Neß der mittelalterlichen Lehensbeziehungen wollen wir nicht erst auflösen.

Die Burg, das Schloß, das Lusthaus waren wohl zu jeder Zeit zu groß, als daß ein Einzelner es behaupten könnte. Es war ein Mühlstein um des



Gartenhäuschen.

Nach einer Photographie des Service vienç, Genève.

Besitzers Hals, und so suchte sich ein jeglicher der Last zu entledigen, ehe er mit ihr unterging. Heute steht es Dardagny, der Gemeinde, zu. Was soll sie tun? Es war schon viel zu tief gesunken, als sie es antrat. Das Dorf ist machtlos und muß zusehen, wie sein Wahrzeichen vergeht. Freunde von Kunst und Altertum haben sich um die Erhaltung des Schlosses mit Regsamkeit bemüht. Vergebens. Es verrottet, modert, stirbt.

Eine faule Herrlichkeit.

Als wir uns bedrückten Herzens zum Aufbruch entschlossen, sahen wir aus der Nordwestecke Rauch aufsteigen und erschrocken. Von einem Kamin war kaum zu sprechen. Nur eine Flanke des Rauchfangs steht noch aufrecht, zwei bröckeln ab, eine ist hin: eine Ruine im Kleinen. Da ward wohl in einer Pfanne Kaffee gebrannt. Ehemal sagten am selben Tisch der Hochmut und der Hohn und schwelgten, wo es jetzt nur mehr zu einem kümmerlichen Bettelfeuer reicht.

Doch selbst in der Fäulnis bleibt ihm noch die Größe, dem Schlosse Dardagny, und mit neuem Leben betrachtet die Umkehr der Zeiten, wer sich aus seinem Banne löst.

Dr. Johannes Widmer.

Carl Attenhofer.

(Schluß.)

Die Zahl der a capella-Männerchorlieder schätze ich auf mindestens 300. Es ist nicht leicht, in Kürze auch nur die heutendsten dieser Schöpfungen zu nennen: op. 12 enthält Attenhofers unsterblichen Freiheitsgesang „Das weiße Kreuz im roten Feld“ und eines seiner finnigsten Lieder: „Der treue Kamerad“. Mit fünf Chören des op. 14 wurden am Eidg. Sängerfest in Luzern (1873) Preise errungen. „Quatre Chœurs d'hommes“ u. a. „Roulez, tambours“ sind den Sängern der romanischen Schweiz gewidmet. „Frühlingsgruß“, „Morgengruß ans Vaterland“, „Mein Schweizerland wach auf“ aus op. 16 sind ganz Volksgut geworden. In „Margreth am Tore“, „Mein Schätzlein“ und „Marschlied fahrender Schüler“, op. 21 schuf der Meister die unübertrefflichen Vorbilder seiner Trink-, Liebes- und Studentenlieder. Von ausgezeichneter Schönheit sind „Vale“, „Reiterlied“, „Am Heimweg“, op. 40, „Morgenwanderung“ und „Die Glocke von Znißfare“, op. 43. In ihnen macht sich schon der Einfluß von Hegars neuer Richtung stark geltend. „Das wohlbekannte Brüderlein“ und „Drum trinken wir“, op. 52 sind Kinder eines trinkfesten Humors. In op. 53 finden sich zwei kostlich karikierte Chöre der Wettsänger und Kampfsichter. Die beiden „Rheinlieder“, „Kriegers Abschied“ und „Die Trompete von Bionville“ gehen in melodischer Fülle zur Balladenart über. Den Schweizern in Amerika ist das op. 63 gewidmet. „Benedikt Fontana“ und „Die Rache der Grauen“ sind wert- und kraftvolle Huldigungen des Komponisten an die Sänger Fry Ratiens, insbesondere an die „Ligia Grischa“. Zwölf leichte Lieder, op. 84, entbieten dem Attenhofer Männerchor in New-York freundlichen Sängergruß. Nicht vergessen seien der schalkhafte „Liebesschmied“, die humorvolle „Hexe“ und „Der schönen Müllerin Begräbnis“, in dem sich innige Melancholie und plächtige Klangschönheit in seiner Weise verbinden, das warm empfundene „Deutsche Lied“, der kraftvolle „Gruß an die Alpen“ und das herzige Liebesliedchen „Die Lore am Rhein“, das feierliche Lied „zum Jahreswechsel“, „Weihnachtslied“ und die schwungvolle Vertonung von Leutholds „Schwert und Lied“.

Von den Kompositionen für Gemischten Chor mit Solo und Klavier- oder Orgelbegleitung führe ich die packenden Festgesänge, op. 22 und 58, „In des Gesanges Inselreich“, ein Stück von flüssiger Melodik, und den hüb-